

Historiker Timothy Mitchell Verbindungen der Arbeitsweise im Bergbau zur Demokratie herstellt. Nicht alle Bergbauländer waren oder sind Demokratien. Auch wird die Bedeutung der Kohle für die beiden Weltkriege vielleicht etwas überschätzt. Sicherlich, ohne Kohle wären die Kriege nicht möglich gewesen, aber es waren keine „Kriege um Kohle“, wie die späteren Kriege „um Öl“. Der Autor hält auch mit seiner eigenen Wertung der aktuellen „Energiewende“ nicht zurück, etwa wenn er auf deren fehlende Effektivität und die Subventionen verweist. Unklar bleibt, ob er damit das Ende der Kohle zumindest in Deutschland bedauert. Insgesamt stellt das Buch jedoch Aspekte heraus, die in anderen mehr technik- und ortsgeschichtlich orientierten Werken weniger zu Tragen kommen, insbesondere die Auswirkungen des Steinkohlenbergbaus auf die gesellschaftliche Entwicklung und Politik.

Ulrich Schildberg

Uta C. Schmidt, im Auftrag des Evangelischen Kirchenkreises Gelsenkirchen und Wattenscheid (Hg.): Kirche in der Stadt. Wattenscheider Barock. Gelsenkirchener Appell. Ein bebildertes Lesebuch, Arachne Verlag, Gelsenkirchen 2017, 224 Seiten, ca. 300 Abbildungen, ISBN 978-3-932005-69-5, 22,80 €

„Das Tier auf den Schultern des Judas ist ein kleiner Drache, Symbol für das Böse. [...] Die Zunge des Drachen bohrt sich durch das Ohr des verräterischen Jüngers und kommt an seiner Nase wieder heraus. [...] Judas, so heißt es, trage die Züge des erzkatholischen Königs Philipp II., eines strengen Verfechters der Gegenreformation.“ Diese Szene ist Detail einer Abendmahls-Darstellung in der evangelischen Bleckkirche von Gelsenkirchen-Bismarck. Bei dem Altaraufsatz von 1574 handelt es sich um „ein ausgesprochen lutherisches Kunstwerk“ im „Floris-Stil“ der Renaissance. (S. 190 f.)

Aus der Barockzeit stammt ein Kanzelaltar von 1694/1706 in der „Alten Kirche“ von Wattenscheid, ebenfalls ein eindrucksvolles Dokument des frühen Luthertums. Deutlich älter ist noch der „Dicke Georg“



von 1535 in der Gelsenkirchener Altstadtkirche, „wohl auch das älteste erhaltene Objekt in der Stadt Gelsenkirchen!“ (S. 192) Hierbei handelt es sich um eine Glocke aus dem mittelalterlichen Vorgängerbau dieser Kirche. Sie läutete mehr als 200 Jahre lang für zwei unterschiedliche Konfessionen. Die Georgskirche war zwar 1631 durch den brandenburgischen Landesherren endgültig den Protestanten zugesprochen worden, die Katholiken durften aber weiterhin die heilige Messe in der Marienkapelle feiern. Dieses frühe Simultaneum war keineswegs konfliktlos. 1818 opponierte die katholische Gemeinde gegen ein Lutherbild, das die Protestanten zum 300-jährigen Lutherjubiläum demonstrativ auf den Hauptaltar zur Schau stellten. Auch in anderen Gemeinden gab es immer wieder Streitigkeiten, sogar zwischen Lutheranern und Calvinisten. Während der vorindustriellen Jahrhunderte war das spätere Ruhrgebiet bei dauerhafter Mischkonfessionalität in weiten Bereichen nicht zwangsläufig eine Region religiöser Duldung. (vergl. S. 30)

Und im Industriezeitalter? „Die Kohlenschätze hat Gott der Herr schon in den Tagen der Schöpfung im Landgebiet unseres Kirchenkreises aufgespeichert“, erläuterte ein Gladbecker Pfarrer 1931 und freute sich dann über die Auswirkungen dieser Schöpfungstat auf die Ausbreitung seiner Konfession: „Evangelische Bergleute sollen dem Evangelium im [katholischen] Münsterlande die Bahn wieder frei machen. Das ist gewiss

eine freundliche Fügung Gottes.“ (S. 26) Die industrielle Revolution veränderte mit ihrer massenhaften Einwanderung die überlieferte Konfessionsstruktur im Ruhrgebiet dramatisch und bestimmte fortan auch die regionale Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur. Eine zentrale Fragestellung der Publikation lautet: „Gibt es denn ein ruhrgebietspezifisches Evangelisch-Sein, und wenn ja – was zeichnet es aus?“ (S. 10) Im Folgenden sollen einzelne Schlaglichter aus dem Buch die Verflechtungen protestantischen Denkens und Handelns im Industriezeitalter aufzeigen.

„Gelsenkirchen gilt als Gründungsort der evangelischen Arbeiterbewegung.“ (S. 15) Der Protestantismus galt dort allerdings auch „als Sprachrohr der herrschenden Eliten“. (S. 74) „Zuerst hängen wir die Blutsauger von den Zechen an den Laternenpfahl, dann kommen die Pfaffen dran“, drohte ein „Führer der Sozialdemokratie“ während des Bergarbeiterstreiks von 1889 in Rotthausen. (S. 58) Nach dem Ersten Weltkrieg initiierte der Bismarcker Pfarrer Otto Schumacher einen spektakulären Passionszyklus als nationalistisches Gefallendenkmal in seiner Kirche. Als Stadtverordneter für den „Evangelischen Volksdienst“ kollaborierte Schumacher bereits 1929 mit der NSDAP: „Die politisch aktiven Vertreter des Protestantismus in Gelsenkirchen waren also wesentlich an der Zerstörung der Weimarer Demokratie ‚vor Ort‘ beteiligt.“ (S. 92 ff., S. 194 f.) Bemerkenswerten Mut bewies hingegen der Wattenscheider Pfarrer Friedrich Luncke, als er 1938 seine Tochter auf den Namen „Esther“ taufte. Als das Standesamt den Eintrag dieses angeblich „jüdischen“ – in Wirklichkeit persischen – Namens verweigerte, prozessierte Luncke dagegen durch mehrere Instanzen, „bis hin nach Berlin“, allerdings erfolglos. (S. 106)

Vor allem seit dem Abklingen des Wirtschaftswunders bezeugen Gelsenkirchener Pfarrer Solidarität! Pastor Christian Schröder fuhr 1961 sechs Monate lang auf Zeche Westerholt ein, um im Untertagebetrieb das Arbeitsmilieu seiner Gemeindeglieder kennen zu lernen. (S. 134) Superintendent Ernst Kluge beteiligte sich 1966 zusammen mit mehr als 30 evangelischen und katholischen Geistlichen an einer Massendemonstration

gegen die geplante Schließung der Zeche Graf Bismarck. (S. 143) Pastor Kurt Struppek wurde 1982 bei einer Hausbesetzung in Erle festgenommen, als es galt, den geplanten Abriss von Koloniehäusern zu verhindern. Struppek sah sich wegen solcher Aktionen – auch von Amtsbrüdern – als „Kommunist“ diffamiert. (S. 154) Er war Mitglied des 1964 gegründeten „Industrie- und Sozialpfarramts Gelsenkirchen“, das sich um die Humanisierung der Arbeitswelt kümmerte, „um das Menschenrecht auf Arbeit und Wohnen, um die persönlichen und gesellschaftlichen Folgen der Individualisierung von Erwerbslosigkeit in neoliberalen Gesellschaftsverhältnissen.“ (S. 185)

Die Publikation ist kein Kirchengeschichtsbuch im klassischen Sinn, sondern ein Aufsatzband, der unterschiedliche Themen aus 500 Jahren Protestantismus in Gelsenkirchen und Wattenscheid fokussiert. Mehr als 60 Prozent des Inhalts wurden von der Dortmunder Historikerin Uta C. Schmidt verfasst, die auch das Gesamtkonzept der Studie im Wesentlichen erarbeitete. Von ihr stammen – außer einem Essay über Frauen in der evangelischen Kirche seit ca. 1900 – vor allem die Passagen über die vorindustrielle Zeit sowie die Kapitel über die Krisenjahre seit 1960. Außerdem schrieben Angelika Müller über die Masuren, Kordula Schlösser über den Sozialpfarrer Wilhelm Gustav Menn, Stefan Goch über den Beitrag des protestantisch-nationalen Lagers zur Zerstörung der Weimarer Republik und Patrick Buber über den Kirchenkreis in der NS-Zeit. Ulrich Althöfer gibt Anregungen zu einer „Exkursion der Kirchenlandschaft“ von Gelsenkirchen und Wattenscheid. Die Beiträge basieren häufig auf einer umfangreichen Erschließung von Schriftquellen – was für die Archivalien aus vorindustrieller Zeit besonders anspruchsvoll gewesen sein dürfte – und z. T. auch auf Interviews mit Zeitzeugen. Die Texte sind durchweg leserfreundlich formuliert. Bei der reichhaltigen Bebilderung stößt man nicht selten auf graphische Blätter und historische Fotos, die bislang kaum bekannt waren. Der Farbdruck ist allerdings nicht immer optimal gelungen.

„Industriekultur“ ist zurzeit ein äußerst populäres Alleinstellungsmerkmal für

das Ruhrgebiet. Im Blickpunkt stehen hier vor allem Zechen, Hochöfen, Kolonien, Verkehrsbauten und Halden. Sakralbauten werden hingegen – auch als reviertypische Erinnerungsorte – zumeist ignoriert. Ein Handbuch zur Kirchen- und Kirchbaugeschichte ist nach wie vor ein Desiderat. Immerhin wurde die dingliche Überlieferung über „religiöse Vielfalt an Rhein und Ruhr“ für eine Ausstellung des Ruhr Museums im Jahr 2017 („Der geteilte Himmel“) gesichtet. Ansonsten müssen nach wie vor Lokalstudien dem Mangel abhelfen. Es gibt sie bereits in beachtlicher Qualität für mehrere Großstädte am Hellweg – und jetzt auch für Gelsenkirchen und Wattenscheid!

Thomas Parent

Markus Jäger, Wolfgang Sonne (Hg.): **Großstadt gestalten. Stadtbaumeister an Rhein und Ruhr.** (= Band 7, Bücher zur Stadtbaukunst), DOM Publishers, Berlin 2016, 240 Seiten, 180 Abbildungen, ISBN 978-3-86922-536-4, 38,00 €

Gleich mit der ersten These zur Einführung in den Band möchte Wolfgang Sonne mit einem Vorurteil aufräumen und die Entwicklungen der Großstädte im Rheinland und im Ruhrgebiet in einen Zusammenhang bringen: „Die Städte an Rhein und Ruhr gaben sich im frühen 20. Jahrhundert als Großstädte ein neues monumentales Herz. Sie bauten repräsentative Rathäuser mit Plätzen. Es gab eine kommunale Monumentalität.“ (S. 11) Denn entgegen der Entwicklungen in den Großstädten am Rhein mit ihren bekannten Großstadtarchitekturen werden mit dem Ruhrgebiet vor allem Industriekomplexe und Arbeitersiedlungen assoziiert und weniger eine Großstadtbildung. Dass aber auch in Städten im Ruhrgebiet offensiv an dem Ausdruck einer modernen Großstadt gearbeitet wurde, kann der vorliegende Band nachweisen. Und hier setzt Sonnes zweite These an: „Auch die Städte des Ruhrgebiets wollten normale Großstädte werden. Sie bauten Großstadtarchitektur wie andere Städte in Deutschland und Europa.“ (S. 20)

Es waren berühmte Namen, die im frühen 20. Jahrhundert an Rhein und Ruhr



tätig waren, die Ausgestaltung der Städte maßgeblich prägten und deutliche Spuren hinterließen. So auch in Bochum, Dortmund, Düsseldorf, Essen und Köln; in den Städten, die der Band versammelt. In Essen hat sich vor allem Robert Schmidt einen Namen gemacht, jedoch weniger als kommunaler Stadtplaner, sondern als der erste Direktor des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk. Sein fast zwanzigjähriges Wirken in der Stadt Essen und das von Hermann Ehlgötz, der ihm 1921 folgte, werden von Markus Jäger unter der Überschrift „Ingenieure als Stadtbaukünstler“ beschrieben. Beide waren ambitionierte Städtebauer mit umfangreichen Quartiersplanungen und Detailentwürfen; beide verfassten vielbeachtete Schriften und beide engagierten sich in Fachkreisen. Aber während das Wirken von Schmidt bis heute Beachtung findet, ist das Werk von Ehlgötz nahezu vergessen. Auch die rund 13-jährige Tätigkeit von Ernst Bode ab 1920 mit einer Vielzahl von ihm entworfener Bauten und Anlagen hinterließ Spuren in Essen; dies zeigt Thorsten Elbers in seinem Beitrag anschaulich auf. Das Wirken der Bochumer Stadtbauräte Hermann Bluth, Franz Knipping und Karl Elkart im Zeitraum von den 1870ern bis zum Ende des 1. Weltkriegs beschreibt Hans H. Hanke in seinem Beitrag „Die Erziehungsberechtigten“. Hier werden die Schwerpunktsetzungen, aber auch die Versäumnisse der einzelnen Personen in ihren Amtszeiten für die Stadtentwicklung Bochums deutlich. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Beispiel Dortmund: während